

Spielfilm im Fernsehen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zoom : illustrierte Halbmonatsschrift für Film, Radio und Fernsehen**

Band (Jahr): **24 (1972)**

Heft 13

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ren oder aber sang- und klanglos von den Kinoleinwänden zu verschwinden. Das ist inzwischen – offensichtlichlich zur Genugtuung der Kinobesitzer – geschehen. Die Bitte von Bundesrat Tschudi um die Erhaltung der Wochenschau und auch die Überzeugung der Kinobesitzer, mit der Projektion einen Dienst an der Öffentlichkeit zu leisten, haben wohl zum Stimmungsumschwung wesentlich beigetragen.

An den Verantwortlichen der Wochenschau liegt es nun, das ihnen entgegengebrachte Vertrauen zu rechtfertigen. Sie werden sich dabei um eine noch weitergehende Qualitätsverbesserung bemühen müssen und der Neukonzeption noch getreuer nachzuleben suchen. Das bedeutet, sich von der Tagesaktualität zu lösen und über Anlässe und Ereignisse zu berichten, die nicht an den Kalender gebunden sind. Nur so wird es möglich sein, dass die Hoffnungen auf eine Wochenschau, deren Beitrag ein Pendant und somit auch eine notwendige Erweiterung zu ähnlich gelagerten Beiträgen an der Television sind, nicht enttäuscht werden.

Zu kleines Angebot an guten Kinofilmen

In seinem Präsidiatreferat wies W. R. Weber (Solothurn) einmal mehr darauf hin, dass das Angebot an guten Kinospielefilmen in einem beängstigenden Masse zurückgegangen ist. Das wirkt sich bei den Kinos, welche die ganze Kritik an den schlechten Filmen zu tragen hätten, wesentlich schlimmer aus als etwa bei den Produzenten oder den Verleihern. Wie drastisch die Situation ist, geht aus einer erstmals erstellten Besucherstatistik hervor, die zeigt, dass der beste Film im Jahre 1971 («Love Story») in 3371 Vorführungen immerhin 464 274 Besucher zu mobilisieren vermochte, der zweite («Dällebach Kari») noch 278 547 in 2000 Vorstellungen. Im 20. Film schon aber sinkt die Zuschauerzahl auf 92 296 ab, und im 40. Film beträgt sie gar nur noch 68 148. Wunsch der Kinobesitzer ist es, mehr publikumswirksame Filme zeigen zu können. Dies ist unbedingt notwendig, wenn der immer noch anhaltende Besucherrückgang und die damit verbundene Schliessung weiterer Kinos aufgehalten werden solle.

Schuld an dieser Misere sind indessen nicht die Filme allein, sondern zumindest zum Teil auch die Praktiken der Verleiher, deren schweizerischer Verband nach wie vor nicht für ein modernes und wirksames Management zu gewinnen ist. So fehlt es einerseits an der notwendigen Propagierung der Filme, andererseits machen die – allerdings nirgends verbotenen – Block- und Blindbuchungen (Abgabe eines Spitzenfilmes nur mit einer Reihe von Mitläufern) den Kinobesitzern zu schaffen. So soll jüngst in Bern ein Theaterbesitzer einen Spitzenfilm für die kommende Saison nur unter der Bedingung erhalten haben, 12 bis 15 weitere, vorwiegend unbekannte Filme mitabzuschliessen.

Interessant ist ein Blick auf die bereits erwähnte Liste der bestbesuchten Filme auch insofern, als sie allerhand über den Publikumsgeschmack auszusagen vermag. Neben den wirklich aufwendigen

und gepflegten Unterhaltungsfilmern sind unter den 20 Spitzenreitern mehrere anspruchsvolle filmkünstlerische Werke zu finden, dagegen bloss ein Sexfilm. Dabei ist zu vermuten, dass dieser die Einstufung in die ersten 20 nur fand, weil ihm von behördlicher Seite her unfreiwillig Publizität verschafft worden war. Wünschenswert wäre, dass die Besucherstatistik des SLV in Zukunft noch etwas transparenter wird. Sie ist ein aufschlussreiches Dokument, mit dem sich in der Tat argumentieren lässt, wenn auch nicht übersehen werden darf, dass sie allein als kommerzieller Qualitätsbeweis nicht dienen kann. Zuviel hängt beim Erfolg oder Misserfolg eines Filmes von seiner Lancierung und Placierung ab. Im übrigen sei auch die Frage aufgeworfen, ob sich die Kinobesitzer nicht energischer darum bemühen müssten, neben der Marktforschung auch die Bemühungen filmkultureller Organisationen, die sich um die Schulung des Besuchernachwuchses vorläufig noch allein kümmern und auch versuchen, das Filmpublikum mit den neuen Sehweisen des Films vertraut zu machen, mehr zu unterstützen.

Konkurrenzierung durch das Fernsehen

«Ich stelle fest, dass mehr und mehr Filme, die bei unsern Kinos im Einsatz sind, gleichzeitig z. B. über das deutsche Fernsehen ausgestrahlt und natürlich auch bei uns empfangen werden. Aber auch sog. ‚Klassiker‘ aus vergangenen Zeiten, die sich gerade heute besonders gut für den nochmaligen Einsatz eignen, werden laufend den Fernsehstudios zur Verfügung gestellt, ohne jegliche Rücksicht auf die Kinowirtschaft.» Diesen besorgten Worten des SLV-Präsidenten ist zu entnehmen, dass die Kinowirtschaft das Fernsehen heute nicht mehr als solches fürchtet, sondern der direkten Konkurrenz auf dem Gebiet des Spielfilms skeptisch gegenübersteht. Dies zu Recht, wenn man bedenkt, dass der Kinospielefilm sowohl von der Gestaltung und der Technik wie auch thematisch primär für die Vorführung im Kinosaal bestimmt ist. Allerdings ist hier nun auch einzuwenden, dass gerade in Deutschland dem anspruchsvollen Film

in den Kinos während Jahren keine Möglichkeiten geboten wurden und die Flucht ins Fernsehen eine verständliche Reaktion der Produzenten und Verleiher war. Erfreulich ist, dass der SLV nicht einfach in einen allgemeinen Jammergesang über das böse Fernsehen einstimmt, sondern die Probleme genau studiert und nach zufriedenstellenden Lösungen sucht. In diesem Sinne war auch das vom Generalsekretär des SLV, Fürsprecher Manfred Fink, vorzüglich geleitete Podiumsgespräch unter dem Motto «Fernsehen im Kino – Kino im Fernsehen» zu verstehen. In einer ersten Gesprächsrunde wurde dabei versucht, die Möglichkeiten von Fernsehübertragungen in Kinos auszuloten, wobei neben technischen Fragen auch rechtliche aufgeworfen wurden. Ob sich dabei nicht eine etwas zu optimistische Zukunftsvision ergeben hat, ist eine Frage, die vorderhand stehenbleibt. Der zweite Teil war dem Problembereich des Spielfilms am Bildschirm gewidmet. Wenn im Deutschschweizer Fernsehen in dieser Beziehung auch keine Exzesse betrieben werden – was vor allem auf das betont gute Verhältnis zwischen Filmwirtschaft und Fernsehen und das vor einigen Jahren zustande gekommene Gentlemen's Agreement zurückzuführen ist –, so ergeben sich hier dennoch verständliche Differenzen in den Interessen. Dass die Kinobesitzer vor allem daran interessiert sind, dass die Filme im Fernsehen eine Promotion erfahren, liegt auf der Hand. Ob nun allerdings der von Werner Wollenberger präsentierte Ausschnittsalat in «Demnächst» wirklich eine so wirkungsvolle Propaganda für den Spielfilm ist, muss dahingestellt bleiben. Jedenfalls war von seiten des Fernsehens zu erfahren, dass die Sendung ausgebaut wird und ihr eine günstigere Ausstrahlungszeit zugeteilt wird. Daneben wird das Deutschschweizer Fernsehen schon bald den Versuch unternehmen, an Samstagabenden Spielfilme zu zeigen und anschliessend zu diskutieren. Über das komplexe Problem des Kinofilms im Fernsehen werden wir in einer der nächsten Nummern eingehender berichten.

Urs Jaeggi

SPIELFILM IM FERNSEHEN

7. Juli, 20.20 Uhr, DSF

Man Without a Star

Im Februar dieses Jahres ist King Vidor 78 Jahre alt geworden. Er gehört zu den grossen alten Männern des amerikanischen Films. Gewiss hat dieser Holly-

wood-Veteran, der einst Assistent bei David Wark Griffith war, eine ganze Reihe reiner Routinefilme gedreht, doch er handelte sich damit die Möglichkeit für ein paar Werke ein, die ausserhalb der Filmkonfektion liegen. Zu ihnen gehört «The Crowd» (1928), die Darstellung der Verlassenheit des einzelnen in der modernen Massengesellschaft, ein Film, der zum

eklatanten geschäftlichen Misserfolg wurde. Zu ihnen gehören aber auch «The Big Parade» (1925), eines der «klassischen» Filmdokumente über den Ersten Weltkrieg, der erste unverfälschte Negerfilm «Hallelujah!», dem erstaunlicherweise ein grosser Erfolg beschieden war, der sozial engagierte Film übers Landwirtschaftskollektiv, «Our Daily Bread» (1934), sowie der Western aus der Pionierzeit, «North West Passage» (1940). Manche seiner besten Pläne, wie zum Beispiel das Projekt eines «Cervantes»-Films, konnte King Vidor nicht verwirklichen.

Das Deutschschweizer Fernsehen gibt uns jetzt die Gelegenheit, den Edelwestern «Man Without a Star» («Mit stahlharter Faust», 1955) zu sehen. Mit diesem Film hat King Vidor den Schlussstrich unter sein künstlerisches Schaffen gezogen. In «Man Without a Star», einem kraftvollen Wildwester, der ganz auf Kirk Douglas zugeschnitten ist, geht es um alte amerikanische Freiheitsideale: Ein Cowboy hasst den Stacheldraht, Symbol einer Welt, die persönlichen Besitzinteressen untertan gemacht wurde. Für seine männlichen Ideale einer ungeteilten Welt versucht er einen jungen Mann zu gewinnen, der Cowboy werden will, und mit harter Faust tritt er für die Dinge ein, die er für richtig hält. Am Ende aber verliert er den jungen Freund an eine Farmerstochter, und es bleibt ihm nichts Besseres zu tun, als das Glück des freien Mannes irgendwo in der Ferne zu suchen, abseits des von Stacheldraht zerschnittenen Weidelandes kleiner Rancher.

9. Juli, 20.15 Uhr, DSF

Kali Yug – die Göttin der Rache

Dieser Film ist 1964 von einem der Senioren des italienischen Films, Mario Camerini, inszeniert worden. Seinem Zweiteiler um «Kali Yug» liegt ein Originalstoff von Robert Westerby zugrunde, den Guy Elmes, Leo Benvenuti und Piero de Bernardi zum Drehbuch verarbeitet haben. An der Kamera stand für Mario Camerini kein Geringerer als Aldo Tonti, dessen Name mit ein paar der bemerkenswertesten Werken des italienischen Neorealismus verbunden bleibt.

Der englische Arzt Dr. Simon Palmer (Paul Guers) hat in einem entlegenen indischen Dorf erfolgreich gegen eine Pokkenepidemie angekämpft. Da er weiteren Impfstoff braucht, schickt er seinen Assistenten nach Madanpur; die kleine Karawane verschwindet jedoch spurlos. Als Dr. Palmer daraufhin selber den englischen Gouverneur Talbot aufsucht, findet er mit seiner Bitte um Nachforschungen kein Gehör. Die Absicht, auf eigene Faust Erkundigungen einzuziehen, führt den jungen Arzt in verhängnisvolle Verstrickungen. Die Fortsetzung dieser Geschichte, die 1880 auf dem indischen Subkontinent spielt, heisst «Kali Yug – Aufruhr in Indien». Sie wird am 16. Juli, um 20.15 Uhr, gezeigt.

10. Juli, 21.00 Uhr, ZDF

Lokis

Der polnische Spielfilm «Lokis» (1970) entstand nach der gleichnamigen Novelle von Prosper Mérimée. Literarische Vorlage und Film berichten von den Erlebnissen des Sprachforschers Pastor Wittembach, der 1866 bei einer Reise nach Litauen mit unerklärlichen Vorgängen konfrontiert wird, die ihn an seinem gesunden Menschenverstand und an den Grundlagen der aufgeklärten Wissenschaft zweifeln lassen. Regisseur Janusz Majewski hat seinen Film sehr stilischer auf einem schmalen Grat zwischen Realität und Fiktion angesiedelt. Der Regisseur hat sich zunächst als Kurzfilm-Regisseur einen Namen gemacht. Sein Film «Album Fleischera» (Fleischers Album, 1962) wurde bei Festivals in Krakau, San Francisco, Leipzig und Mannheim ausgezeichnet. Später drehte er auch zahlreiche Beiträge für das Fernsehen, u. a. eine sechsteilige Folge über «Jazz in Polen» für den Südwestfunk. Erst mit 35 Jahren inszenierte er 1966 seinen ersten abendfüllenden Spielfilm, «Sublokator» («Der Untermieter»).

Janusz Majewski hat in «Lokis» bei der Schilderung des Unheimlichen und Unwirklichen fast ganz auf die üblichen Effekte dieses Genres verzichtet. Er sagte: «In der Erzählung von Mérimée hat mich weniger das interessiert, was in ihr offensichtlich schwarz auf weiss steht, als das, was nur angedeutet wird, was für das Gefühl und die Intuition des einzelnen bestimmend ist.» Und: «Die Atmosphäre der Gefahr, des Gruselns liegt im Inneren meiner Helden, ist geboren aus ihrer Psyche, die mit metaphysischer Lektüre und heidnischen Legenden genährt wird.» So sieht man in bunten Farben das Bild einer idyllischen Landschaft, sieht Menschen, die in abergläubischen Vorstellungen befangen sind, erlebt mit ihnen die Zweifel, ob die Bedrohungen, denen sie sich ausgesetzt fühlen, Hirngespinnste oder Realität sind. Nicht grobe Effekte bestimmen Stil und Charakter dieses Films, sondern ein intensives Bemühen, seine Atmosphäre glaubwürdig aus einer bestimmten Geisteshaltung, einem Milieu und einer Landschaft zu entwickeln.

11. Juli, 21.00 Uhr, ARD

Frauen

Drei Kurzfilme zum Thema «Die Frau in der modernen Gesellschaft»

Mit diesen drei Kurzfilmen zum Thema «Die Frau in der modernen Gesellschaft» werden drei Frauenschicksale herausgegriffen, die zwar rein zufällig sind, die aber dennoch so hätten passiert sein können. Das Projekt «Frauen» hat experimentellen Charakter, es ist nicht exemplarisch für die Stellung «der Frau» in der heutigen Gesellschaft, sondern betrachtet

manche Aspekte dieses uralten Themas in neuer Sicht.

«Die Leut'» von Harald Sommer

«Die Leut'», Einakter von Harald Sommer, zeigt den tiefen Generationskonflikt zwischen der Mutter, die es mit ihren Nachbarn nicht verderben will, und der Tochter, die sich endlich aus diesem Kleinbürgermief befreien möchte. In dem um vier Uhr früh sich entwickelnden Streit brechen die Gegensätze in aller Härte auf.

«Annemarie» von Hans Rolf Strobel und Heinrich Tichawsky

Schwierigkeiten bereiteten Annemarie, der Frau eines Diplomaten, die mit 38 zu studieren beginnt, nicht direkt das Studium, auch kaum die Distanz der meist fast 20 Jahre jüngeren Studienkollegen, sondern eher Einsichten in ihre bisherige Position und Veränderungen ihres Bewusstseins durch die wissenschaftliche Arbeit, die beginnen, ihre bisherige Existenz in Frage zu stellen und von ihr eine Konsequenz zu fordern, die – nach Abschluss des Studiums – den Beruf und das eigene Leben in Konflikt mit ihren familiären und gesellschaftlichen Aufgaben bringen würde. Diesen Konflikt und Annemaries Versuche, damit fertig zu werden, will der Film schildern.

«75» von Ernst S. Steffen

Es geht nicht unmenschlich zu in dem Altersheim, das Ernst S. Steffen beschreibt. Die Schwestern sind freundlich, die Verpflegung nicht schlecht, die Heimleiterin verständnisvoll. Und doch herrscht hier die Atmosphäre, die einfach unvermeidlich zu sein scheint, trotz allem Komfort, trotz aller Fürsorge – oder gerade deshalb?: Die Atmosphäre des sozialen Ghettos, der Ansammlung von gesellschaftlich Funktionslosen, die ein Leben in Erinnerungen führen, deren Altershilflosigkeit allzu leicht in Entmündigung übergeht.

Dieter Waldmann, vor seinem Tode Leiter einer Fernsehspiel-Produktionsgruppe des Südwestfunks, machte Ernst S. Steffen auf das Thema aufmerksam – einen Schriftsteller, der Jahre vor seinem tödlichen Autounfall (am 10. Dezember 1970) noch selbst zu den sozialen Outsidern gehörte: 13 Jahre seines Lebens verbrachte Steffen hinter Gefängnis- und Zuchthausgittern. «75» ist das einzige Fernsehspiel des Autors, der mit 35 Jahren gestorben ist.

11. Juli, 22.50 Uhr, ZDF

Die Stunde des Wolfs

In den nächsten Wochen stellt das ZDF drei Filme von Ingmar Bergman vor, denen die Kontinuität der Form und des Inhalts den Charakter einer Trilogie gibt: «Die Stunde des Wolfs», «Schande» und «Passion». In allen drei Filmen geht es um die Liebe, darum, dass die Lebensgemeinschaft eines Paares durch Bedro-

hungen von aussen und innere Konflikte ausgehöhlt wird. Alle drei Filme spielen jeweils auf einer Insel; alle drei Paare werden von Liv Ullmann und Max von Sydow gespielt. Aber dieser scheinbaren Eintönigkeit hat Bergman erstaunliche Nuancierungen abgewonnen.

«Die Stunde des Wolfs' (,Vargtimmen', 1967) ist die Zeit zwischen der Nacht und der Morgenröte. Es ist die Stunde, in der die meisten Menschen sterben, zugleich die Stunde des tiefsten Schlafes, in der Alpträume am meisten in Erscheinung treten. Es ist die Stunde, in der die Schlaflosen von ihren Ängsten verfolgt werden, und in der Geister und Dämonen uns beherrschen. ,Die Stunde des Wolfs' ist auch die Stunde, in der die meisten Kinder geboren werden» (Ingmar Bergman).

Alpträume und Obsessionen beherrschen diesen Film, der gar nicht vorgibt, Realität zu spiegeln. Schon im Vorspann bekennt er sich dazu, «Kunstprodukt» zu sein, indem er als Geräuscheruntermalung die Stimmen eines Filmteams mit den charakteristischen Kommandos «Ton läuft», «Kamera läuft» usw. verwendet. Motive und Namen aus früheren Filmen Bergmans tauchen auf.

So lädt der Film zu vielfältigen Interpretationen ein. Vielleicht schildert er, wie Besessenheit und Einsamkeit einen Künstler in den Wahnsinn treiben. Vielleicht ist er ein «Krankenbericht» über die Verwirrung einer Frau, die sich ihrem Mann geistig nicht gewachsen fühlt und daran zerbricht, dass sie vergeblich sein Niveau zu erreichen sucht. Auf jeden Fall ist dies ein suggestives Spiel mit den Möglichkeiten des Films und den Ängsten der Menschen. Und es ist auch ein Film, der mit ganz präzisen filmischen Mitteln eine Welt faszinierender, unheimlicher Bedrohung beschwört.

17. Juli, 23.15 Uhr, ARD

Das Mädchen Lone

Lone, ein Mädchen von 16 Jahren, flüchtet aus einer Erziehungsanstalt in Jütland (Dänemark). Seit ihrem vierten Lebensjahr ist Lone als uneheliches Kind einer Trinklerin der staatlichen Fürsorge unterstellt und zwischen Heimen, Pflegeeltern und Erziehungsanstalten hin- und hergeschoben worden. Das hat deutliche Spuren in ihrem Wesen hinterlassen. Jetzt schlägt sie sich nach Kopenhagen durch. Die Stationen ihrer Flucht in die Grossstadt und ihre Erlebnisse dort schildert der dänische Spielfilm in einem halbdokumentarischen Stil.

Der junge dänische Regisseur Franz Ernst und die Schriftstellerin Charlotte Strandgaard widmen sich in ihrem Debütfilm, der 1970 entstanden ist, der realistischen Darstellung sozialer Probleme, unter denen unangepasste Personen zu leiden haben. Am Schicksal ihrer Titelheldin wird deutlich, wie unzulänglich soziale Versorgung sogar in sozial fortgeschrittenen Ländern ist und welche Folgen das für einen Menschen hat, der seit frühester

Kindheit von der staatlichen Fürsorge geprägt ist. Lones Gleichgültigkeit gegenüber ihrer Umwelt, ihr Mangel an Verantwortungsgefühl, ihre Kontaktarmut sind nicht angeborene Eigenschaften, sondern Resultat psychischer Vernachlässigung. Diese Verformung eines jungen Menschen, der letztlich immer eine Nummer war, wird hier als Ergebnis vorgeführt, mit Mitgefühl, aber ohne anklägerische Pose; der Zuschauer soll sich nicht empören, sondern nachdenken.

18. Juli, 21.05 Uhr, DSF

La sfida

In der Originalfassung, mit deutschen Untertiteln, zeigt das Deutschschweizer Fernsehen «La sfida» («Die Herausforderung»). In diesem Film, der 1957 entstand, hat der aus Neapel gebürtige Francesco Rosi, nach Lehrjahren beim italienischen Radio, beim Theater und bei Filmregisseuren wie Luchino Visconti («La terra trema»), Luchiano Emmer («Una domenica d'agosto») und Michelangelo Antonioni («I vinti») seine erste Filmregie geführt. In der Heimatstadt, in Neapel, siedelte er das Geschehen an, zu dem er das Drehbuch zusammen mit Suso Cecchi D'Amico und Enzo Provenza schrieb. Erzählt wird in einem Stil, der deutlich vom Neorealismus des italienischen Nachkriegsfilms beeinflusst ist, die Geschichte eines jungen Neapolitaners, der die ungeschriebenen Gesetze der «mercati generali» von Neapel, der Engrosmärkte, zu brechen sucht. Er will die wirtschaftliche Gewaltherrschaft der Gemü-

Filmzene Schweiz zeigt am 12. Juli, 22.20 Uhr: «Stella da Falla» von Andrea Savoldelli (rechts) und Jacques Sandoz. Ausführliche Kritik in ZOOM Nr. 6, S. 6

sehändler, die auf diktatorische Weise Ankaufs- und Verkaufspreise festsetzen, durch einen Schachzug mattlegen, doch er geht dabei selber schachmatt: Er wird von denen, die er «hintergangen» hat, wie Freiwild abgeschossen. Die Story, hart und oft blutig-brutal dargestellt, hat Francesco Rosi nicht etwa auf die Moral vom Widerstand des gerechten einzelnen gegen die ungerechten vielen reduziert; er setzt auch den einzelnen ins Zwielicht, er zeigt auch ihn korrumpiert vom Machtgelüst und Protzentum. Im Grunde ist auch der «Aufrührer» nur ein Produkt einer kranken Gesellschaft.

20. Juli, 20.50 Uhr, DSF

Die Zelle

Horst Bieneks Film «Die Zelle» kommt unter den Arbeiten der deutschen Jungfilmer eine besondere Bedeutung zu, sowohl hinsichtlich des humanitären und politischen Engagements wie auch durch die karge, dokumentarische Gestaltung. Dabei leitet sich die Invention der Form deutlich aus dem Thema ab. Bieneks Film reflektiert kein «Geschehen», sondern dokumentiert einen Zustand, einen äusserlich fixierten, aber auch einen dadurch psychisch bedingten Zustand. Er zeigt sich darin dem Bresson von «Ein zum Tode Verurteilter ist entflohen» verwandt und unterscheidet sich doch im entscheidenden Punkt von ihm. Während Bresson den Freiheitswillen, das Bewusstsein einer möglichen geistigen Freiheit auch in der totalen Unfreiheit artikuliert, beschreibt Bienek die minuziöse Zerstörung der Persönlichkeit durch den Mechanismus der Unterdrückung und des – wie er sagt – «sanften Terrors». Das Bressonsche Thema taucht bei Bienek nur in einer Kontrastfigur auf. Bienek ist damit den Methoden der Unterdrückung, wie sie totalitäre Regime praktizieren, näher als der



aus einer ganz anderen geistigen Disposition entstandene Film Bressons. Thematisch gehört die «Zelle» neben Costa Gavras «Z», von dessen spekulativer Aufbereitung er sich diametral unterscheidet, und neben Serge Roullets «Le mur», dem er die stärkere Konzentration auf die zerstörerische Wirkung der Monotonie des Zellendaseins voraus hat.

Die Fakten verbleiben bewusst in der Andeutung, weder die persönlichen Verhältnisse des Lehrers (der wegen angeblicher Beteiligung an einem Attentat verhaftet wurde) noch die Motive seines Handelns, noch das System selbst, gegen das er sich aufzulehnen versuchte, werden genauer beschrieben. Es bleibt die Schilderung des Zustands des Inhaftierten.

KIND UND FERNSEHEN

Schwierigkeiten mit Kindersendungen

Das Fernsehen bekundet in einem der reichsten Länder der Welt, dem unsern, Mühe, eine neue spezifische Anwendung des Mediums, ein originales Sendungs-Genre hervorzubringen, das anderswo Nachahmer fände. Der Goldene Schuss sogar, immerhin hierzulande ausgedacht, wurde im Ausland verwirklicht. Die Schweiz verfährt mit Fernseh-Ideen wie mit den materiellen Gütern: Der Import übertrifft den Export bei weitem. Ein hinkender Vergleich, gewiss, aber trotzdem aufschlussreich.

Eigentlich sollten und könnten Kindersendungen ein bevorzugtes Experimentierfeld in der TV-Produktion darstellen. Das Gerinnen des Programms zu ein paar starren Typen scheint denn auch in dieser Sparte weniger fortgeschritten und endgültig zu sein. In allen Medien unterliegen schliesslich die peripheren Ressorts, die im Ernstfall wegfallen könnten, weniger engen Kontrollen als die zentralen Funktionen der Unterhaltung und der Politik, auch Information genannt.

Fünfmal weniger erwachsen

Den sicher vorhandenen Spielraum haben die Kindersendungs-Macher vom Leutschenbach-Studio unter Verena Tobler jedoch bisher kaum genutzt. Die TV-Pädagogen, denen die Unterhaltung der Kinder nur ein Vordergrund ist für unmerkliche Erziehung aus dem Hinterhalt, setzen ihren Ehrgeiz mehr in die Verschweizerung ausländischer Sendungstypen als in Eigenschöpfungen. So ist das «Spielhaus» im wesentlichen der BBC-Erfindung «Play School» nachempfunden.

Die gute Kopie als Kardinaltugend kommt freilich nicht von ungefähr, ihr stand die Not zu Gevatter: In den Randfunktionen der Medien pflügt die Freiheit des Aus-

drucks im umgekehrten Verhältnis zu den Geldern zu stehen, die sie speisen oder eben abspesen. Man hält die Ressorts kurz, tröstet die Redaktoren durch Gewährenlassen und baut darauf, dass die Nutzung eines Rechts von der Finanzkraft abhängt. Das bedeutet in unserem Fall: den Atem, Neues zu machen, hätte man im Jugendressort sowieso nicht, auch wenn man wollte. Denn die Sendeminute für Kinder, die schliesslich auch bedeutend weniger erwachsen sind als die Erwachsenen, darf nur den fünften Teil dessen kosten, was für die Abendsendungen veranschlagt ist.

In ihrem Elend haben die Fabrikanten von Kindersendungen in aller Herren Länder nicht nur einander viel abgeschaut. Sie haben auch den wahrscheinlich besten internationalen Austauschdienst aufgezogen, den es für TV-Sendungen gibt. Wer wollte das nicht loben?

Dreifach gefiltert

Ins Ghetto des Sparenmüssens verwiesen zu sein ist sowieso nur noch eine Begrenzung obendrein. Der Sache inhärente Rücksichten gilt es schon genug zu nehmen. Wer Sendungen für Erwachsene macht, darf – muss er nicht sogar? – mit einer gewissen kompakten Uniformität des Publikums rechnen. Der Zwang zum Differenzieren setzt erst ein, wenn gezielt eine Minderheit angesprochen werden soll. Mit einer solchen gerade hat man's im Jugendressort zu tun, und vielfältiger könnte sie nicht sein. Entsprechend nicht differenziert genug kann das Angebot sein, wo sich doch das Wahrnehmungsvermögen des Kindes beständig entwickelt. Der Ist-Zustand muss das Werk von Lehrern sein: Man hat in Sendungen fürs Vorschul-, Primarschul- und Oberstufenalter eingeteilt, mechanisch und gedankenlos vielleicht, aber nicht unbedingt nur verkehrt.

Was dann welcher Stufe zuträglich ist, entscheiden besondere Spezialisten mit pädagogischem Wissen. Noch ein drittes

Mal wird so das Material für Kindersendungen gefiltert, nachdem, wie bei andern Sendungen, der Fachredaktor den Inhalt, Regisseur und Kameramann die visuelle und akustische Form bestimmt haben. Eine Methode, die freilich nicht gerade zum Experimentieren einlädt.

Erziehung zur Aktivität

Aber Perfektionismus ist sowieso nicht gefragt. So anerkennt Verena Tobler zwar die amerikanische Kindersendung «Sesame Street» als bewundernswert und von fähigen Leuten gemacht. Sie beklagt jedoch ihre Tendenz, die Kinder ans passive Konsumverhalten zu gewöhnen. Tests in England, wo die BBC «Sesame Street» nicht ins Programm aufnehmen wollte, sollen gezeigt haben, dass die Sendung die Kreativität der Kinder blockiert. Im Moment des Anschauens freilich vergnügen sich die Kleinen an «Sesame Street» offenbar wie an keiner andern der ihnen zugedachten Sendungen. Ziel der Kindersendungen europäischen Musters ist es dagegen, die Empfänger über die blosser Sendezeit hinaus zu beschäftigen mit allerhand Wettbewerben, zu schreibenden Aufsätzen, Bastelanleitungen und dergleichen Appellen an Gemeinsinn, Spieltrieb und Voluntarismus. Was der Bildschirm zeigt, soll nicht ein Geschehen für sich sein, sondern zum Alltag in direkte Beziehung treten, man soll auch nächster etwas davon haben. Man braucht nicht unbedingt einen Vergleich mit dem Papa anzustrengen, der am Morgen im Büro mit den Kollegen den Fernseh-Match vom Abend zuvor kommentiert. Aber: Auch wenn Verena Tobler den Glauben an einen künftigen Zuschauer nicht verloren hat, der sich intelligenter gebärden würde als der jetzige, eine Funktion erfüllen die Fabrikate ihres Ressorts sicher auch, nämlich die, Ersatz für jenen sozialen Gesprächsstoff zu liefern, der den Leuten immer mehr ausgeht.

Schmutzkonkurrenz

Noch ist es jedoch nicht sicher, ob dann die Kinder wirklich immer nur von Kindersendungen reden, wenn sie untereinander ihre Fernseh-Erlebnisse austauschen. Ihre Vorstellungen vom Fernsehen sind nicht selten viel stärker von den Sendungen für Erwachsene her bestimmt, die sie oft genug ja doch zu sehen bekommen. Ein Rezept gegen die hoffnungslose Unterlegenheit von «Das Spielhaus» und «Die Welt ist rund» im Vergleich zu «Rauchende Colts» oder «Twen-Police» gibt es keine. Es genügt sicher nicht, um ein viertel vor sieben «De Tag isch vergange» zu bringen und sich der Illusion hinzugeben, die lieben Kinder würden, nur weil die Sprecherin ihnen hoffnungsvoll und auf Dialekt «Gute Nacht» wünscht, auch gleich zu Bett gehen oder sich schicken lassen.

Für Verena Tobler sind die Erwachsenen-sendungen denn auch «Schmutzkonkurrenz»; in dieses Wort legt sie ihre ganze Ratlosigkeit. Sie kann es nur als verbacherisch bezeichnen, wenn Eltern ihre Kinder im Vorschulalter anderes sehen lassen als das «Spielhaus». Sie kann nur ständig appellieren, werben, Vorträge